

dtv

James Baldwin

**BEALE STREET
BLUES**

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Miriam Mandelkow

Mit einem Nachwort
von Daniel Schreiber

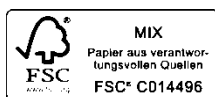
dtv

Die Originalausgabe erschien 1974 unter dem Titel
If Beale Street Could Talk bei Dial Press in New York.

Die Übersetzung der Vorbemerkung, die Baldwin für die deutsche
Erstausgabe (Rowohlt 1974) verfasst hat, stammt von Nils Thomas Lindquist.
Das dazugehörige Original konnte nicht ausfindig gemacht werden.

Hintergrundmaterial für
Ihren Lesekreis finden Sie unter
www.dtv.de/lesekreise

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Neuübersetzung 2018
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1974 by James Baldwin. Copyright renewed.
All rights reserved including the right of reproduction in whole
or part in any form. This edition is published by arrangement
with the James Baldwin Estate.
© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Gesetzt aus der Life
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28987-0

BEALE STREET BLUES

VORBEMERKUNG

Die Beale Street ist eine Straße in New Orleans, wo mein Vater, wo Louis Armstrong und der Jazz geboren wurden.

Jeder in Amerika geborene Schwarze ist in der Beale Street, ist im Schwarzenviertel irgendeiner amerikanischen Stadt geboren, ob in Jackson, Mississippi, oder in Harlem in New York: Alle »Nigger« stammen aus der Beale Street. Die Beale Street ist unser Erbe. Dieser Roman handelt von der Unmöglichkeit und von der Möglichkeit, von der absoluten Notwendigkeit, diesem Erbe Ausdruck zu geben.

Die Beale Street ist eine laute Straße. Es bleibt dem Leser überlassen, aus dem Schlagen der Trommeln den Sinn herauszuhören.

Für Yoran

*Mary, Mary,
What you going to name
That pretty little baby?*

EINS

Troubled about my soul

Ich betrachte mich im Spiegel. Ich bin auf den Namen Clementine getauft, insofern wäre es logisch, wenn die Leute mich Clem nennen würden oder eben Clementine, immerhin heiÙe ich so: Tun sie aber nicht. Die Leute nennen mich Tish. Wahrscheinlich auch wieder logisch. Ich bin müde, und so langsam finde ich irgendwie alles, was passiert, logisch. Wieso sollte es sonst passieren? Aber so darf man echt nicht denken, so einen Gedanken kann man nur haben, wenn man in Schwierigkeiten steckt – völlig unlogischen Schwierigkeiten.

Heute war ich bei Fonny. Der heiÙt auch nicht so, getauft ist er auf den Namen Alonzo: Und logisch wäre zum Beispiel, wenn die Leute ihn Lonnie nennen würden, aber wir haben ihn schon immer Fonny genannt. Alonzo Hunt, so heiÙt er. Ich kenne ihn schon mein ganzes Leben und werde ihn hoffentlich immer kennen. Alonzo nenne ich ihn nur, wenn ich ihm was richtig Heftiges sagen muss.

»Alonzo ...?«, hab ich heute gesagt.

Und da guckt er mich an, so alarmiert, wie er immer guckt, wenn ich ihn mit seinem richtigen Namen anspreche.

Fonny ist im Gefängnis. Wenn wir uns sehen, sitze ich auf einer Bank vor einem Brett, und er sitzt auf einer Bank vor einem Brett. Wir sitzen uns gegenüber, und zwischen uns

ist eine Glaswand. Durch die hört man nichts, darum hat jeder auf seiner Seite ein kleines Telefon. Da muss man reinsprechen. Ich weiß nicht, wieso Menschen beim Telefonieren immer nach unten gucken, aber das ist so. Man muss richtig dran denken, die Person anzugucken, mit der man spricht.

Ich denke jetzt immer dran, weil Fonny im Gefängnis sitzt und ich seine Augen liebe und bei jedem Besuch Angst habe, ihn nie wiederzusehen. Sobald ich ankomme, nehme ich also das Telefon und halte es fest und sehe ihn die ganze Zeit an.

Als ich »Alonzo ...« sagte, blickte er erst nach unten und dann hoch, und er sah mich an, und er lächelte und wartete mit dem Telefon in der Hand.

Ich wünsche echt niemandem, dass er den, den er liebt, durch eine Scheibe angucken muss.

Es ist nicht so rausgekommen, wie ich es geplant hatte. Ich hatte geplant, es ganz lässig zu sagen, damit es gar nicht erst so klingt, als wenn ich ihm irgendwas vorwerfe.

Es ist nämlich so: Ich kenne ihn einfach. Er ist sehr stolz, und er macht sich dauernd Sorgen, und genau genommen – im Gegensatz zu ihm weiß ich das – ist das auch der Hauptgrund dafür, dass er im Gefängnis sitzt. Er macht sich ja so schon zu viele Sorgen, da will ich nicht, dass er sich noch um mich Sorgen macht. Eigentlich wollte ich gar nichts sagen, aber es musste sein. Er muss ja Bescheid wissen.

Außerdem dachte ich, später, wenn er sich keine Sorgen mehr macht, wenn er wach liegt in der Nacht, wenn er ganz alleine ist, ganz, ganz tief drinnen, wenn er noch mal drüber nachdenkt, ist er vielleicht froh. Und das könnte ihm helfen.

Ich sagte: »Alonzo, wir kriegen ein Kind.«

Ich sah ihn an. Ich lächelte, das weiß ich. Er sah aus, als wenn er ins Wasser stürzt. Ich konnte ihn nicht anfassen. Ich

wollte ihn so gerne anfassen. Ich lächelte wieder, und meine Telefonhand wurde feucht, und einen Moment lang konnte ich ihn gar nicht sehen, ich schüttelte den Kopf, mein Gesicht war nass, und ich sagte: »Ich freu mich. Ich freu mich. Mach dir keine Sorgen. Ich freu mich.«

Aber er war jetzt ewig weit weg von mir, ganz für sich. Ich wartete darauf, dass er zurückkommt. Über sein Gesicht zuckte es: Mein Kind? Ich weiß, dass er das dachte. Nicht so, als wenn er mir nicht traut: Aber Männer denken so. Und die paar Sekunden, die er da draußen für sich war, weit weg von mir, war nur das Kind wirklich, als Einziges auf der Welt, wirklicher als das Gefängnis, wirklicher als ich.

Eins habe ich vergessen zu sagen: Wir sind nicht verheiratet. Ihm ist das wichtiger als mir, aber verstehen tu ich ihn schon. Wir wollten heiraten, aber dann ist er im Knast gelandet.

Fonny ist zweiundzwanzig. Ich bin neunzehn.

Er stellte die alberne Frage: »Bist du sicher?«

»Nein, bin ich nicht. Ich will dich nur ein bisschen durcheinanderbringen.«

Da grinste er. Er grinste, weil es jetzt durchgesickert war.

»Was machen wir denn jetzt?«, fragte er mich – wie ein kleiner Junge.

»Na ja, ertränken werden wir es nicht. Also müssen wir es wohl aufziehen.«

Fonny warf den Kopf zurück und lachte, er lachte, bis ihm die Tränen übers Gesicht liefen. Der erste Teil, vor dem ich mich so gefürchtet hatte, war also wohl schon mal ganz gut gelaufen.

»Hast du es Frank schon erzählt?«, fragte er. Frank ist sein Vater.

»Nein.«

»Deiner Familie?«

»Noch nicht. Aber keine Sorge. Dir wollte ich es halt nur zuerst erzählen.«

»Na ja«, sagte er. »Irgendwie logisch. Ein Kind.« Er sah mich an, dann senkte er den Kopf. »Aber im Ernst, was machst du denn jetzt?«

»Ich mach einfach so weiter wie bisher. Bis zum letzten Monat arbeiten, und dann kümmern sich Mama und Sis um mich, da musst du dir keine Sorgen machen. Außerdem haben wir dich bis dahin hier rausgeholt.«

»Sicher?« Sein kleines Lächeln.

»Klar bin ich mir sicher. Immer.«

Ich weiß, was er dachte, aber darüber darf ich in so einem Moment nicht nachdenken – nicht, solange ich ihn vor mir sehe. Da muss ich mir sicher sein.

Ein Mann stellte sich hinter Fonny, die Zeit war um. Fonny lächelte und hob wie immer die Faust, ich hob meine, und er stand auf. Irgendwie überrascht mich hier drinnen immer wieder, wie groß er ist. Wobei er abgenommen hat, dadurch wirkt er vielleicht noch größer.

Er drehte sich um und ging durch die Tür, und die Tür ging hinter ihm zu.

Mir war schwindlig. Ich hatte den Tag über kaum gegessen, und es war spät geworden.

Ich ging raus, durch die großen breiten Flure, die ich inzwischen so hasse, Flure breiter als die Sahara. Die Sahara ist nie leer, diese Flure sind nie leer. Wenn man beim Durchqueren der Sahara hinfällt, kreisen irgendwann Geier über dir, sie riechen deinen Tod, sie spüren ihn. Immer tiefer kreisen sie: Sie warten. Sie wissen Bescheid. Sie wissen genau, wann das

Fleisch so weit ist, wann der Geist sich nicht mehr wehren kann. Die Armen durchqueren ständig die Sahara, und die Anwälte und Kautionsagenten und das ganze Pack kreisen um die Armen wie die Geier. Eigentlich sind sie gar nicht reicher als die Armen, darum sind sie ja Geier geworden, Plünderer, unanständige Müllmänner, und dazu zähle ich auch die schwarzen Typen, die zum Teil sogar noch schlimmer sind. Ich persönlich würde mich schämen, glaube ich. Oder auch nicht, so sicher bin ich mir nicht mehr. Keine Ahnung, was ich alles anstellen würde, um Fonny rauszuholen. Hier im Knast hab ich nie Scham erlebt außer bei mir, außer bei den schwarzen Ladies, die so hart arbeiten und die mich Tochter nennen, oder bei den stolzen Puerto Ricanerinnen, die überhaupt gar nichts mehr kapieren – zum Beispiel spricht hier nie einer Spanisch mit ihnen. Die schämen sich, weil ihre Lieben im Knast sitzen, aber dafür sollten sie sich nicht schämen. Die Leute, die für diese Gefängnisse verantwortlich sind, die sollten sich schämen.

Und ich schäme mich nicht für Fonny. Wenn überhaupt, dann bin ich stolz auf ihn. Er ist ein Mann. Das merkt man an der Art, wie er mit dieser ganzen Scheiße umgeht. Angst hab ich allerdings schon manchmal – keiner hält die Scheiße, mit der sie uns bewerfen, ewig aus. Aber dann muss man innerlich den Schalter so umlegen, dass man durchkommt, von einem Tag zum nächsten. Wenn man zu weit vorausdenkt, wenn man auch nur versucht, zu weit vorauszudenken, dann schafft man es nie.

Manchmal nehme ich die Subway nach Hause, manchmal den Bus. Heute bin ich mit dem Bus gefahren, weil er länger braucht und weil mir so viel im Kopf rumging.

Wenn man in Schwierigkeiten steckt, kann einen das ganz

komisch durcheinanderbringen. Ich weiß nicht genau, ob ich das erklären kann. Es gibt Tage, da scheint es so, als wenn man Leuten zuhört und mit ihnen redet und seine Arbeit macht, jedenfalls wird die Arbeit fertig, aber in Wahrheit hat man keine Menschenseele gehört oder gesprochen, und wenn jemand fragt, was man den ganzen Tag gemacht hat, muss man richtig lange drüber nachdenken. Zur gleichen Zeit und sogar am gleichen Tag – und genau das ist eben so schwer zu erklären – sieht man Menschen, wie man sie noch nie gesehen hat. Sie blitzen vor einem auf wie Rasiermesser. Vielleicht weil man sie mit anderen Augen sieht als vorher, vor den Schwierigkeiten. Vielleicht denkt man mehr über sie nach, aber anders, und dadurch werden sie einem fremd. Vielleicht wird man ängstlich und taub, weil man nicht weiß, ob man sich überhaupt noch irgendwie auf irgendwen verlassen kann.

Und selbst wenn sie bereit wären, was zu tun – was denn? Ich kann ja nicht einfach zu irgendwem in diesem Bus sagen, Mensch, Fonny steckt in Schwierigkeiten, er sitzt im Knast – könnt ihr euch vorstellen, was die Leute in diesem Bus zu mir sagen würden, wenn sie von mir hören, dass ich jemanden liebe, der im Knast sitzt? –, und ich weiß, dass er kein Verbrechen begangen hat, und er ist so ein wunderbarer Mensch, helfen Sie mir bitte, ihn rauszuholen. Könnt ihr euch vorstellen, was die Leute in diesem Bus sagen würden? Was würdet ihr denn sagen? Ich kann doch nicht einfach sagen, ich erwarte ein Kind, und ich hab Angst, und ich will nicht, dass dem Vater von dem Kind was zustößt, lassen Sie ihn nicht im Gefängnis sterben, bitte, ach, bitte! Das kann man doch nicht sagen. Das heißt allerdings, dass man gar nichts sagen kann. Wenn man in Schwierigkeiten steckt, heißt das, man ist allein. Man setzt sich hin, guckt aus dem Fenster und fragt sich, ob

man für den Rest des Lebens mit diesem Bus hin und her fährt. Und was passiert dann mit dem Kind? Und was passiert dann mit Fonny?

Und wenn man diese Stadt jemals gut gefunden hat, dann findet man sie jetzt nicht mehr gut. Sollte ich irgendwann mal aus dieser Geschichte rauskommen, sollten wir irgendwann mal aus dieser Geschichte rauskommen, sieht mich Downtown New York ganz sicher nie wieder.

Vielleicht fand ich es mal gut hier, vor langer Zeit, als Daddy mit Sis und mir hergekommen ist, um Leute und Häuser zu gucken, und Daddy uns bestimmte Sehenswürdigkeiten gezeigt hat und wir im Battery Park Eis essen waren und Hotdogs. Das war immer herrlich, und wir waren selig, aber das lag an unserem Vater, nicht an der Stadt. Weil wir wussten, dass unser Vater uns liebt. Und ich weiß jetzt, dass das auf diese Stadt ganz bestimmt nicht zutrifft. Wir wurden angestarrt wie Zebras – und manche mögen halt Zebras und andere nicht. Aber ein Zebra nach seiner Meinung fragen tut keiner.

Ich war zwar noch nicht in so vielen Städten, nur in Philadelphia und Albany, aber New York ist garantiert die hässlichste und dreckigste Stadt der Welt. Mit den hässlichsten Häusern und den ekligsten Menschen. Und den schlimmsten Bullen. Wenn es einen schlimmeren Ort gibt, dann liegt der so nah an der Hölle, dass man riechen kann, wie die Menschen schmoren. Und ehrlich gesagt: Genau so riecht New York im Sommer.

In den Straßen dieser Stadt hab ich Fonny kennengelernt. Ich war klein, er war nicht mehr so klein. Ich war sechs, so um den Dreh, und er ungefähr neun. Sie wohnten gegenüber, er

und seine Familie, seine Mutter und zwei große Schwestern und sein Vater, und sein Vater hatte einen Schneiderladen. Inzwischen frage ich mich, warum er den eigentlich hatte: Wir kannten niemanden, der es sich leisten konnte, seine Kleider zum Schneider zu bringen – alle Jubeljahre vielleicht mal. Aber von uns hätte er jedenfalls nicht leben können. Zwar waren die Leute, was ich so gehört habe, also, die Schwarzen, nicht mehr ganz so arm wie damals, als Mama und Daddy sich irgendwie über Wasser gehalten haben, und auch nicht mehr so arm wie damals im Süden, aber arm waren wir trotzdem und sind es auch immer noch.

Fonny war mir nie so richtig aufgefallen, bis wir einmal nach der Schule Streit hatten. Eigentlich hatte der Streit gar nichts mit Fonny und mir zu tun. Ich hatte eine Freundin, die hieß Geneva und war laut und derbe, hatte eng am Kopf geflochtene Zöpfe, kräftige aschegraue Knie, lange Beine und große Füße – und führte immer irgendetwas im Schilde. Sie war meine beste Freundin, weil ich nie irgendwas im Schilde führte. Ich war dünn und schüchtern, ich bin ihr gefolgt und immer in ihrer Klemme gelandet. Sonst wollte eigentlich keiner so richtig was mit mir zu tun haben und mit ihr schon gleich gar nicht. Jedenfalls meinte sie, dass sie Fonny nicht ausstehen kann. Dass sie ihn nur ansehen muss, da wird ihr schon schlecht. Dauernd erzählte sie mir, wie hässlich er ist, dass er Haut hat wie rohe feuchte Kartoffelschalen und Augen wie ein Schlitz, und dann diese krausen Haare und die dicken Lippen. Und solche O-Beine, dass er Beulenfüße hat, und so wie sein Hintern rausguckt, war seine Mutter bestimmt ein Gorilla. Ich gab ihr recht, ging ja nicht anders, aber eigentlich fand ich ihn nicht so übel. Seine Augen fand ich schön, ich dachte sogar, wenn die Menschen in China solche